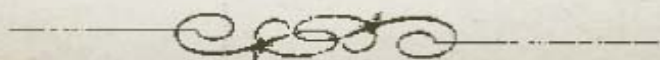




ELIZABETH PETERS

Die goldene Göttin



**DER VIERZEHNTE FALL
FÜR AMELIA PEABODY**



Weltbild

Die Archäologin Amelia Peabody sieht wieder einer spannenden Ausgrabungssaison im Land der Pharaonen entgegen. Gemeinsam mit ihrer Familie bezieht sie in bester Stimmung Quartier in Luxor. Doch sehr bald bewahrheitet sich Amelias Befürchtung: »Ein neues Jahr, eine neue Leiche.« Und ein noch warmer Toter in einem geplünderten Sarkophag ist nur der Anfang eines blutigen Sandsturms von Gefahr und Gewalt ...

»Packende Storys vor einem spannend geschilderten historischen Hintergrund – das war schon immer die Stärke der Amelia-Peabody-Krimis.« Westdeutsche Zeitung

Amelia-Peabody-Reihe (chronologisch)

Im Schatten des Todes
Der Fluch des Pharaonengrabes
Der Mumienstrein
Im Tal der Sphinx
Der Sarg des Pharao
Verloren in der Wüstenstadt
Die Schlange, das Krokodil und der Tod
Der Ring der Pharaonin
Ein Rätsel für Ramses
Die Hüter von Luxor
Der Fluch des Falken
Der Donner des Ra
Der Herr der Schweigenden
Die goldene Göttin
Der Herr des Sturms
Wächter des Himmels
Die Schlangenkronen
Das Königsgrab
Tod auf dem Tempelberg

Elizabeth Peters

Die goldene Göttin

Roman

Aus dem Amerikanischen von Beate Darius

Weltbild

Die Autorin

Elizabeth Peters wuchs in Illinois auf und promovierte in Ägyptologie am bekannten Institut für Orientalistik an der University of Chicago. Sie gewann alle wichtigen Krimipreise in den USA, unter anderem den Edgar Award. Sie lebt in einem alten Bauernhaus im Westen von Maryland.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel The Golden One bei William Morrow, New York

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Elizabeth Peters

Published by Arrangement with Barbara G. Mertz Revocable Trust

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Beate Darius

Copyright der deutschen Übersetzung © 2003 by Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München. Erschienen im

Imprint Ullstein Taschenbuch Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

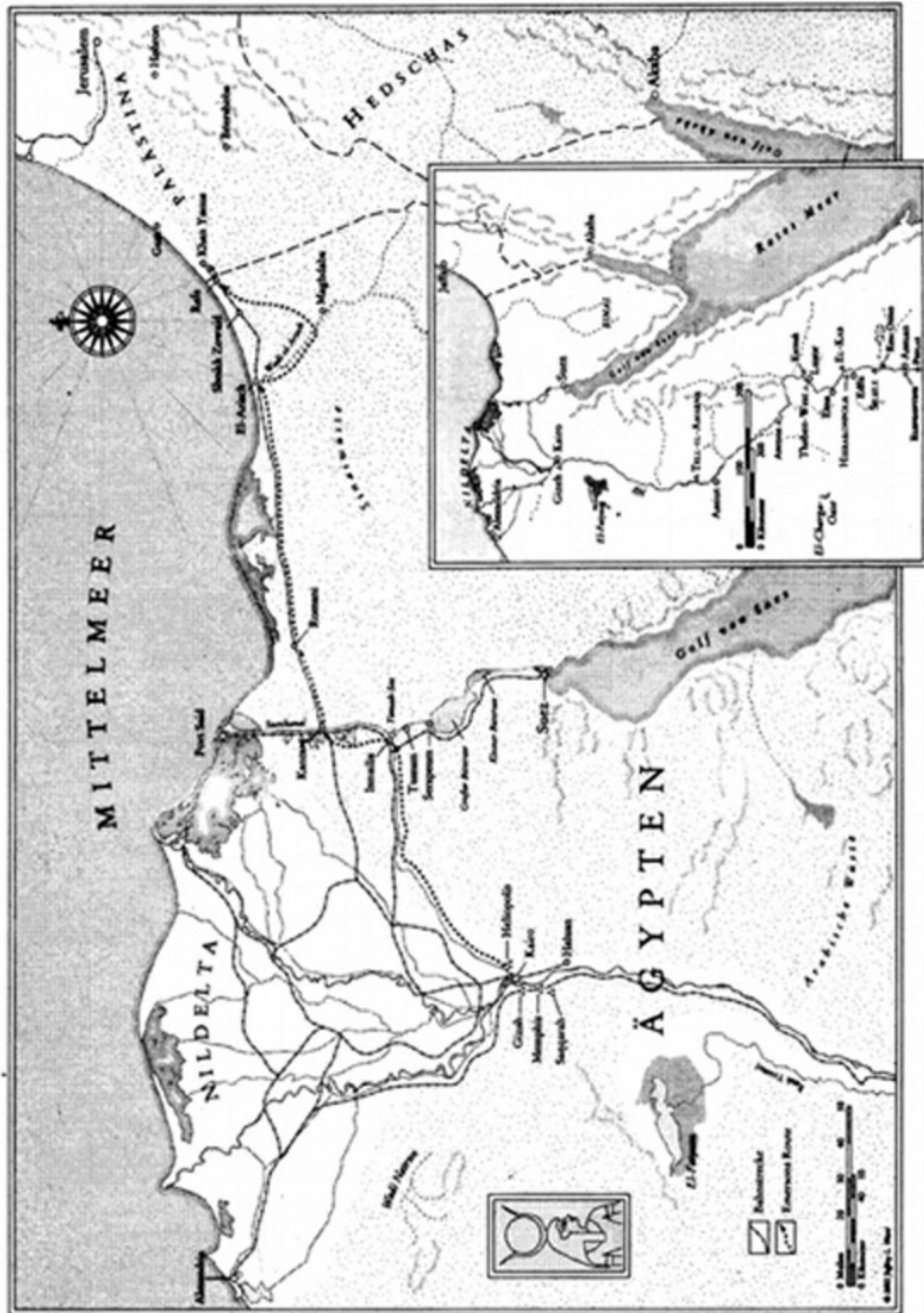
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-369-5

Für Tracy



Wir preisen die goldene Göttin,
Herrin des Himmels, Muse der Düfte,
Auge der Sonne, die große Gottheit,
Gebieterin über alle Götter,
Dame der Türkise, Spenderin der Freude, Schutzpatronin der Musik.
Möge sie uns prachtvoll Kinder schenken,
Glück und einen guten Gemahl.

Epitheta der Hathor

Eine Zusammenstellung aus mehreren Quellen

Vorwort

Die Herausgeberin ist erfreut, ein weiteres Tagebuch von Mrs Amelia Peabody Emerson, Ägyptologin, Abenteurerin, Ehefrau und Mutter, vorzulegen. (Sie würde, so glaubt die Herausgeberin, für diese Reihenfolge plädieren.) Die Sichtung ihrer Prosa ist keine leichte Aufgabe, da der Originaltext einige Falschinformationen, viele Wiederholungen und eine gewisse Lückenhaftigkeit aufweist. Um Letzteres zu beheben, hat die Herausgeberin, wie schon zuvor, Teile aus Manuskript H eingefügt, mit dem Ramses Emerson schätzungsweise im Alter von sechzehn Jahren begonnen hat und das er und seine Frau nach der Heirat fortgesetzt haben. Besagtes Dokument veranschaulicht Ereignisse, an denen Mrs Emerson keinen Anteil hatte, und es vertritt Standpunkte, die sich von den ihren ganz erheblich unterscheiden. Sie war eine überaus eigenwillige Dame. Der Rest der Emerson-Papiere wird weiterhin gesichtet, geprüft und bearbeitet. Material aus diesen Quellen ist in früheren Bänden publiziert worden (und findet möglicherweise auch in Zukunft Verwendung), für den vorliegenden Titel war es indes ohne Belang.

TEIL I

Der Friedhof der Affen

1

Wenn ich philosophischer Stimmung bin, frage ich mich häufiger, ob alle Familien so schwierig sind wie meine.

Ich erfreute mich einer solchen Stimmungslage, als ich mich für das Dinner am vorletzten Abend unserer Reise ankleidete. In zwei Tagen sollten wir in Alexandria anlanden, immer vorausgesetzt natürlich, der Dampfer würde nicht vorher noch von einem deutschen Torpedo versenkt. Eine winterliche Schiffsreise von England nach Ägypten ist nie angenehm; aber in jenem schicksalhaften Dezember 1916, nach mehr als zwei Jahren Krieg, war die Möglichkeit eines U-Boot-Angriffs ebenso denkbar wie ein Unwetter auf See.

Ich dachte weder an besagte Gefahr – ich habe mir angewöhnt, mich nicht über Dinge aufzuregen, auf die ich ohnehin keinen Einfluss nehmen kann – noch an die Schwierigkeit, nicht zu stolpern, während der Kabinenboden sich hob und senkte und die Öllampen an ihren Haken heftig hin und her schaukelten – denn ich stehe über solchen Petitessen –, gleichwohl berührten mich diese Erwägungen vielleicht mehr, als ich zugeben wollte, und gaben meiner normalhin positiven Ausstrahlung einen pessimistischen Zug.

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch: Ich hatte wirklich keine Veranlassung, mich über meine Familie zu beschweren. Mein Gatte, Radcliffe Emerson, ist der berühmteste Ägyptologe seiner und auch jeder anderen Ära. Seine saphirblauen Augen, das Grübchen beziehungsweise die Spalte in seinem markanten Kinn, sein kräftiges schwarzes Haar und seine trainierte, athletische Statur ziehen mich gleichermaßen an, aber, so muss ich leider sagen, auch zahllose andere Frauen.

Er hat einige wenige, winzige Verschrobenheiten: sein ungehobelter Umgangston, der ihm den ägyptischen Spitznamen Vater der Flüche eingebracht hat, sein hochexplosives Temperament, seine eigenwilligen Verhandlungsmethoden mit den Beamten der Antikenverwaltung, die in der Vergangenheit dazu geführt haben, dass uns die meisten der interessantesten ägyptischen Ausgrabungsgebiete versperrt sind ...

Überdies hätte keine stolze Mutter sich einen besseren Sohn als meinen wünschen können. Ramses war nach seinem Onkel Walter benannt, doch alle riefen ihn mit seinem Spitznamen, den sein Vater ihm schon in frühester Kindheit gegeben hatte. Er war anziehend und intelligent wie sein Vater, idealistisch, nett und verwegen ... Ein bisschen zu verwegen, vielleicht? Er war eines der grässlichsten Kinder, die ich kenne, und seine unverbesserliche Missachtung von Gefahren, wenn er glaubte, moralisch im Recht zu sein, war ein Charakterzug, den ich nie auszumerzen vermochte. Sein schrecklichstes Abenteuer fand im Winter 1914/15 statt, als er im Geheimauftrag des Kriegsministeriums tätig war. Er und sein bester Freund, David, hatten ihre Mission erfolgreich beendet, waren jedoch beide ernsthaft verletzt, und die Agenten der Zentralmächte hatten Ramses' wahre Identität aufgedeckt. Ich hatte gehofft, dass seine Heirat ihn läutern würde, doch obschon er so leidenschaftlich an seiner bildhübschen Frau hing wie Emerson an meiner Wenigkeit, hatte Nefret nicht den von mir erhofften mäßigenden Einfluss. Sie

hätte sich vor einen angreifenden Löwen geworfen, wäre Ramses seine bevorzugte Beute gewesen, mir hingegen schwebte jemand vor, der ihn in erster Linie daran hinderte, Löwen zu provozieren.

Bevor sie unseren Sohn heiratete, war Nefret unser Mündel gewesen und uns lieb wie eine eigene Tochter. Als entschiedene Befürworterin der Gleichberechtigung der Frau bewunderte ich die Entschlossenheit, mit der sie ihr Ziel, Chirurgin zu werden, trotz aller Widrigkeiten erreichte. Da ich hohe moralische Wertvorstellungen habe, konnte ich ihr nur empfehlen, einen Teil ihres riesigen Vermögens in den Bau eines Krankenhauses zu investieren, für die ärmsten und verachtungswürdigsten Frauen in Kairo. Wenn sie doch nur zur Ruhe fände – ihre sprühende Energie der Medizin und der Archäologie widmen würde, und Ramses – und vielleicht ...

Das Schiff schlingerte bedenklich und ich ließ den Ohrring fallen, den ich gerade befestigen wollte. Mit einem gedämpften »Verflucht« tastete ich mich auf Händen und Knien über den Boden, ohne – ich muss dies schwerlich erwähnen – den Faden meiner mentalen Betrachtungen zu verlieren.

Ich sollte ehrlicherweise zugeben, dass mein Sohn und meine (Schwieger)tochter nicht die Einzigen waren, auf die es gewisse Zeitgenossen abgesehen hatten. Emerson und ich neigten ebenfalls dazu, solche Individuen anzuziehen wie der Kompost die Fliegen. Über die Jahre hinweg hatten wir es geschafft – erfolgreich, auch dies kaum erwähnenswert –, Mörder, Fälscher, Grabräuber und Kriminelle unterschiedlichster Spezies dingfest zu machen. Einige davon sogar mit uns verwandt.

Als ich in Verfolgung des verschwundenen Ohrrings unter den Toilettentisch kroch, fiel mir etwas ein, was Emerson über meinen Familienzweig gesagt hatte, nämlich dass ihm jegliches Verantwortungsbewusstsein fehle. Das klingt brutal, ist aber zweifellos korrekt. Einer meiner Neffen war – zum Glück kann ich mich hier der Vergangenheitsform bedienen – so ein zutiefst abstoßender Mensch gewesen. Sennia, seine kleine Tochter mit einer Kairoer Prostituierten, die er grausam verstoßen hatte, war inzwischen ein Teil unserer Familie.

Der Dampfer schlingerte erneut, und meine Schädeldecke machte schmerzhaft Bekanntschaft mit der Unterseite des Toilettentischs. Da ich allein war, mich also niemand hörte, erlaubte ich mir einige eher harmlose Flüche. Ich halte nichts von diesen unflätigen Äußerungen, die alle anderen Familienmitglieder jedoch großzügig einstreuen. Das ist Emersons Fehler. Er kann oder will sich nicht beherrschen, und die Kinder imitieren ihn natürlich. Gelegentlich ist Nefrets Ausdrucksweise so ...

Der verfluchte Ohrring blieb unauffindbar, aber wie gewöhnlich beschloss ich, es positiv zu sehen. Emersons Verwandtschaft war einzigartig: sein Bruder Walter, ein begnadeter Wissenschaftler und Gentleman; Walters Frau, meine Busenfreundin Evelyn; und ihre wohlgeratenen Kinder, zu denen ich auch den Mann ihrer Tochter Lia zähle. David, ein begabter Künstler und ausgebildeter Ägyptologe und Ramses' bester Freund, war der Enkel unseres geschätzten, verstorbenen Rais Abdullah. Im letzten Jahr hatten wir ihn empfindlich vermisst – in professioneller wie persönlicher Hinsicht.

Emerson hatte jedoch noch einen weiteren Bruder.

Die Tür sprang auf und Emerson stakste herein. Ein Blick auf meine Haltung und er stieß einen Entsetzensschrei aus, fasste mich um die Taille und hob mich hoch. »Bist du gefallen, mein Schatz? Dieses verdammte Schiff trudelt wie ein Gummiball. Sprich mit mir, Peabody.«

Ich war gerührt, dass er meinen Mädchennamen verwendete – ein Zeichen seiner Wertschätzung und Zuneigung – und zärtlich besorgt wirkte, indes zwang mich eine gewisse Unannehmlichkeit zu leisem Protest. »Ich kriege keine Luft mehr, Emerson, du zerquetschst mich ja.«

»Oh.« Emerson lockerte seinen Griff und umklammerte den Türrahmen.

»Ich habe einen Ohrring fallen lassen«, erklärte ich nach einem tiefen Atemzug. »Bitte, lass mich runter, Schatz. Ich möchte ihn nicht verlieren, du hast mir dieses Paar zu Weihnachten geschenkt.«

»Ich werde ihn schon finden.« Emerson deponierte mich auf dem Bett und begann, in der Kajüte herumzurobben. »Bleib still liegen, sonst stößt du dir noch den Kopf. Aha – da ist er ja, mein Schatz.«

Das Schmuckstück glitzerte und funkelte in seiner riesigen, gebräunten Hand. Für gewöhnlich mache ich mir nichts aus Diamanten – ein antiker Skarabäus oder der Perlenschmuck einer Mumie sind weit mehr nach meinem Geschmack –, aber Emerson hatte Steine und Fassung ausgesucht. Nachdem ihm aufgefallen war, dass anderen Frauen Diamanten wohl gefielen – dafür hatte er nur dreißig Jahre gebraucht –, entschied er, dass auch ich welche haben sollte.

»Warum bist du so formell gekleidet?«, wollte er wissen. »Das macht heute Abend keiner, die See ist viel zu rau.«

»Man muss die Etikette wahren, besonders in Zeiten wie diesen. Hast du vergessen, welcher Tag heute ist?«

»Ja«, grummelte Emerson, in dem – so nahm ich an – verzweifelten Versuch, meinem Vorschlag zuvorzukommen, dass er gefälligst Abendgarderobe anziehen solle. Emerson verabscheut einengende Kleidung, und ich muss unumwunden zugeben, dass seine beeindruckende Gestalt nie besser ausgesehen hat als in den zerknitterten Baumwollhosen und aufgeknöpften Hemden, die er bei seinen Exkavationen trägt. Allerdings sah ich mich in diesem Fall genötigt, auf meinem Standpunkt zu beharren.

»Wir schreiben den 31. Dezember, Emerson. Wir müssen auf das neue Jahr anstoßen und darauf hoffen, dass 1917 besser wird.«

»Pah«, schnaubte Emerson. »Das ist lediglich ein bedeutungsloses Datum. Das einzig Wichtige am 1. Januar ist die Tatsache, dass wir einen Tag näher an Alexandria sind. Du bist schick genug für uns beide. Das Kleid steht dir, meine Liebe. Ist es neu?«

Es war nicht neu, und das wusste er genau – zumindest dachte ich das, denn bei Emerson kann man nie sicher sein. Er übersieht geflissentlich, was er bemerken soll, und nimmt die Dinge wahr, die ihn nichts angehen.

Ein Blick in den Spiegel konnte sein Kompliment kaum bestätigen, da mein

Erscheinungsbild von dem Schlingern und den tanzenden Schatten verzerrt wurde. Gleichwohl kenne ich mein Äußeres gut genug – eine vielleicht etwas rundlichere Figur als in der Vergangenheit, ein ziemlich vorstehendes Kinn, stahlgraue Augen und schwarzes Haar, das lang und kräftig ist, aber nicht seidig glänzend, trotz der hundert Bürstenstriche jeden Abend. (Auf den Seiten meines persönlichen Tagebuches werde ich einräumen, dass der Naturfarbe künstlich etwas nachgeholfen wurde. Emerson weiß nichts von diesem kleinen Trick, und ich sehe keine Veranlassung, ihn darüber aufzuklären.) Kurz gesagt, schön bin ich nicht – außer in den Augen meines Göttergatten.

Aufgrund seines Kompliments milde gestimmt, lächelte ich ihn zärtlich an. »Nein, Emerson, du wärst der Einzige, der nicht in Abendgarderobe erscheint. Bei einem solchen Anlass ist es besonders wichtig, Contenance zu zeigen und –«

»Hölle und Verdammnis!«, brüllte Emerson.

Mit meiner Hilfe und viel Murren tat er, wie ihm geheißen. Dann bot er mir seinen Arm, und der letzte Rest seiner Übellaunigkeit versiegte, als ich mich bei ihm unterhakte. Emerson mag das. Ich tue es nicht sehr oft, bezweifle jedoch, ob ich mich ohne seine Unterstützung an jenem Abend auf den Beinen hätte halten können.

Wir hatten noch nicht allzu viel von unseren Mitreisenden gesehen – es waren ohnehin weniger als in der viel gelobten Vergangenheit. Das grässliche Wetter hatte die meisten Passagiere an ihre Kojen gefesselt. Dank des maßvollen Genusses von Whisky-Soda, was unter anderem auch ein hervorragendes Mittel gegen Seekrankheit ist, hatten wir keinerlei Probleme, trotzdem war es wenig vergnüglich, über leergefegte Decks zu schlendern.

An jenem Abend kamen mehr Passagiere als sonst zum Dinner. Die Silvesterparty war zweifellos der Auslöser, indes schienen die Wenigsten in Feierlaune. Die fest zugezogenen Vorhänge vor den Fenstern im Speisesaal waren ein stummer Hinweis auf den Krieg, das ständige Rollen und Schlingern des Schiffes wirkte beunruhigend. Vielleicht, dachte ich hoffnungsvoll, fahren Unterseeboote bei schlechtem Wetter nicht hinaus. Danach sollte ich mich wirklich einmal erkundigen.

Die anderen waren bereits an unserem Tisch versammelt; als wir im Zickzackkurs auf sie zusteuerten, erhob sich Ramses, eine Hand lässig auf seinen Sesselrücken gelegt, um sein Gleichgewicht zu halten. Ich war angenehm überrascht, ihn in einem korrekten schwarzen Abendanzug vorzufinden; Nefret sah besonders hübsch aus in dem matten Blauton, der zu ihren Augen passte und ihr rotgoldenes Haar unterstrich. Das fünfte Mitglied der Runde saß fest zwischen die beiden geklemmt, damit sie nicht aus ihrem Stuhl herauskatapultiert würde. Sennia hätte in ihrer Kabine mit Basima, ihrer Kinderfrau, sein sollen, war es doch reichlich spät für eine Siebenjährige, doch Basima fühlte sich nicht gut, und Sennia hatte den Jahreswechsel mit Ramses feiern wollen – und sie hatte ihren Willen bekommen, wie so oft.

Es war nicht verwunderlich, dass viele Leute das Kind meines Neffen für Ramses' illegitime Tochter hielten, denn sie hatte meine dunkelgrauen Augen und seinen Teint geerbt. Ramses hatte schon immer mehr Ähnlichkeit mit einem Ägypter als mit einem

Engländer: gewelltes, schwarzes Haar, schwarze Augen und dichte, dunkle Wimpern, seine Haut um einiges dunkler als auf unserer Insel üblich. (Ich kann es nicht erklären und sehe auch keinen Grund, warum ich es tun sollte.) Er sieht eben fabelhaft aus, und ich versichere Ihnen, werte Leser, dass seine liebevolle Mutter nicht das einzige weibliche Wesen ist, das so denkt.

Er setzte sich irgendwie überstürzt hin und fing Sennia auf, die seitlich kippte. Sie stieß ein schrilles Lachen aus, das in der gedämpften Atmosphäre des Speisesaals ausgesprochen laut klang. Mehrere Personen drehten sich lächelnd zu uns; andere verzogen missbilligend ihr Gesicht; dennoch nahm dieses kindliche Gelächter zweifellos etwas von der Spannung, die über dem Raum lag.

»Gefällt es dir, kleine Taube?«, erkundigte sich Emerson liebevoll.

»Oh ja, es macht einen Riesenspaß, so auf und nieder zu schaukeln. Und wenn ich Suppe auf mein Kleid kleckere, kann Tante Amelia nicht sagen, dass ich unachtsam bin.« Sie schenkte mir ihr Grübchenlächeln, und ich lächelte zurück, froh, dass sie noch zu jung war, unsere allgemeine Skepsis zu teilen. Wir hatten lange und intensiv überlegt, ob wir sie den Gefahren der Seereise aussetzen sollten, statt sie in der fürsorglichen Obhut von Walter und Evelyn zu lassen; Sennia hatte keinen Gedanken darauf verwendet, sondern schlichtweg angenommen, dass sie mitkommen würde, und jeder Versuch, sie daran zu hindern, hätte zu Konsequenzen geführt, die laut und unangenehm gewesen wären. Emerson konnte es nicht ertragen, sie weinen zu sehen, und das kleine Biest wusste das ganz genau. Die Erinnerung an die Umstände, wie sie zu uns kam, war immer noch schmerzvoll, und welche Freude bereitete sie uns allen jetzt! Sie war wie ein Enkelkind ... das Einzige ... bislang ...

Nefret ertappte mich dabei, dass ich sie anstarrte, und errötete. »Ja, Mutter?«, fragte sie.

»Habe ich einen Schmutzleck auf der Nase?«

»Aber nein, mein Schatz. Ich habe gerade sinniert, wie gut dir dieses Blau steht.«

Dieses heikle Thema hätte kein sensibler Mensch berührt, und ich war mir ohnehin gewiss, dass ich die Erste wäre, die es erfahren würde.

Nach Ramses, selbstverständlich.

Ein Großteil der Suppe wurde verschüttet – und nicht nur von Sennia. Die meisten Teilnehmer harrten indes bis zum Ende aus, und nachdem Sennia ihr leichtes, von mir zusammengestelltes Menü beendet hatte, wurde sie zappelig und sah sich um. Wie sie so viele von den anderen Passagieren kennen lernen konnte, war mir schleierhaft, da wir sie nie aus den Augen gelassen hatten, doch mehrere Leute erwiderten ihr Winken und Lächeln. Einer davon, ein hoch aufgeschossener, grauhaariger Gentleman, war mir ein oder zwei Mal an Deck aufgefallen; sein verschlossenes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln und er winkte zurück. Noch auffälliger reagierte ein Herr am Kapitäntisch. Er hatte ein rundes Gesicht, so rot und verschrumpelt wie ein eingelagerter Winterapfel, und er hüpfte winkend in seinem Sessel auf und nieder, bis der junge Mann neben ihm rigoros eine Hand auf seinen Arm legte. Er war so steif wie der Ältere – sein Vater? – freundlich war. Brillengläser verliehen ihm das Aussehen eines Intellektuellen, gleichwohl war er

geckenhaft elegant gekleidet, sein Haar sorgfältig frisiert.

»Wer sind sie?«, fragte ich Sennia.

»Sie sind Amerikaner. Kann ich ein Eis haben?«

»Darf ich ein Eis haben. Ja, du darfst.«

»Ist die Dame seine Frau?«, erkundigte sich Nefret. »Gute Güte, seht euch dieses Kleid an und die Diamanten und die Rubine.«

»Unverschämt groß.« Ich rümpfte die Nase.

»Ich finde sie sehr schön«, sagte Miss Sennia. »Ich durfte sie mir einmal ansehen – es war in ihrem Salon –, aber nur, weil Mr Albion es erlaubt hat. Sie ist nicht so nett wie er, und ihr Sohn ist überhaupt nicht nett.« Sie hielt ihren Eiskelch fest und tauchte ihren Löffel in die rosafarbene Masse. »Mr Albion wollte euch kennen lernen, aber ich habe ihm erklärt, dass ihr niemanden kennen lernen wollt.«

»Braves Mädchen«, lobte Emerson.

Während sie ihr Eis löffelte, erzählte Sennia uns von dem grauhaarigen Gentleman, der in Alexandria in ein Unternehmen eintreten wollte, und von einigen anderen Passagieren.

Der Sturm ließ nach, der heulende Wind war nicht mehr so laut, das Schlingern des Schiffes nicht mehr ganz so heftig; dennoch waren wir vermutlich alle froh, als die Stewards den Champagner auftrugen und der Kapitän sich erhob, um einen Toast auszusprechen. Er war ziemlich langatmig. Ich erinnere mich nur noch an das Ende.

»Auf die Gesundheit Seiner gnädigen Majestät und auf den Sieg 1917!«

Von daher überraschte es mich nicht, als ich eine mir vertraute Stimme vernahm: »Auf den Frieden«, sagte Ramses. Darauf tranken wir.

Wie sich zeigte, erreichten wir Alexandria ohne Torpedobeschuss und wurden dort von Selim und Daoud empfangen. Selim hatte seinen Vater Abdullah als Rais oder Vorarbeiter ersetzt; er und sein Onkel Daoud waren wie Familienmitglieder und unverzichtbare Mitstreiter bei unseren sämtlichen Unternehmungen. Sie halfen uns, die arme Basima und Gargery, unseren Butler, ein bisschen aufzumuntern – beide hatten die ganze Zeit entsetzlich unter der Seekrankheit gelitten – und Sennias Katze, die zwar nicht seekrank gewesen war, aber aufgrund des langen Eingesperrtseins in einem ständig schaukelnden Raum noch übellauniger als sonst. Es wäre unmöglich gewesen, das hinterhältige Biest zurückzulassen, denn Sennia und – bis zu einem gewissen Grad auch – Nefret waren die einzigen, die mit ihm zurechtkamen. Horus war der einzige Haustiger, der uns in jenem Jahr begleitete. Seshat, Ramses' frühere Gefährtin und Beschützerin, hatte ihre berufliche Karriere gegen ein Hauskatzendasein eingetauscht. Vielleicht hatte sie das Gefühl, dass Nefret jetzt auf ihn aufpasste.

Basimas Gesicht hellte sich auf, sobald sie wieder festen Boden unter den Füßen hatte, und Gargery, immer noch etwas wacklig auf den Beinen, verschwand mit Daoud, um nach unserem Gepäck zu sehen. Diesmal hatten wir eine Menge mehr dabei als sonst, da wir

auf unbestimmte Zeit blieben. Normalhin reisen wir im Herbst nach Ägypten und beenden unsere Ausgrabungssaison, bevor die Sommerhitze einsetzt. Emerson, der nach eigener Aussage weder Mann noch Maus, Tod oder Teufel fürchtet, hatte bereits erklärt, dass seine Nerven nicht mitspielen würden, wenn wir anderen ständig hin und her reisen müssten, solange die Bedrohung durch einen U-Boot-Krieg bestand.

»Es wird noch schlimmer, bevor es besser wird, denkt an meine Worte«, hatte er erklärt.

»Es ist mir egal, ob jemand auf uns schießt oder uns in Pyramiden einsperrt oder mit schweren Gegenständen traktiert – soll heißen, es gefällt mir zwar nicht, aber ich habe mich daran gewöhnt. Aber ein verfluchtes Schiff, das von einem verdammt U-Boot versenkt wird, ist etwas völlig anderes. Nennt mich einen Feigling, wenn ihr wollt ...« Keiner von uns tat das; wie Ramses treffend darlegte, hätte dies keiner auf diesem Planeten gewagt. Ich wusste, wie Emerson fühlte, denn ich habe die gleichen Bedenken vor Luftangriffen. Wir alle waren mehr als einmal mit tödlichen Gefahren konfrontiert und fühlten uns ziemlich kampferprobt im Umgang mit ganz gewöhnlichen Widersachern der menschlichen Spezies. Sicher, auch Flugzeuge und Unterseeboote werden von Menschen gelenkt, da man diese aber nie sieht, neigt man dazu, die Maschine selber als Feind zu betrachten – eine sozusagen technische Bedrohung.

Um nichts in der Welt hätte ich Emersons Planung in Frage gestellt, denn wir hatten uns immer schon gewünscht, durchgehend in Ägypten arbeiten zu können, statt wie jedes Jahr im März oder April die Grabungen einzustellen, manchmal, wenn die Exkavation am interessantesten wurde. Während der letzten Ägyptenaufenthalte hatten unsere archäologischen Aktivitäten unter Familienangelegenheiten und unter Ramses' Agententätigkeit für das Kriegsministerium gelitten. Und in dieser Saison hatte man Emerson den Firman für ein Gebiet in Luxor zugebilligt. Von allen Gegenden in Ägypten war uns diese Stadt am liebsten – der Schauplatz einiger unserer glanzvollsten Entdeckungen, unsere Heimat für viele glückliche Jahre, und auch die unserer lieben Freunde, der Vandergelts, die sich ebenfalls auf eine lange Exkavationssaison eingestellt hatten.

Dieses großartige Unterfangen hatte nur einen Nachteil. Ich denke dabei nicht an den glutheißen Sommer in Luxor – ein Einwand, der Emerson nie in den Sinn gekommen wäre, weil er die Konstitution eines Kamels hat –, sondern an den Umstand, dass wir für Gott weiß wie lange unsere geliebte Familie verlassen mussten. Dem werten Leser wird nach meinen früheren Ausführungen zu diesem Thema gewiss schwanen, dass ich nicht die Verwandtschaft meinerseits meine.

»Unfug«, knurrte Emerson, als ich selbiges zu bedenken gab. »Du bist hoffnungslos melodramatisch, Peabody. Es ist doch kein Abschied für immer, sondern diesmal nur für länger. Die Umstände können sich ändern; wir sind ja nicht aus der Welt!«

Er hatte indes bereitwillig zugestimmt, dass wir Weihnachten gemeinsam mit unseren Lieben feiern müssten, und wir versuchten das Beste, eine schöne Zeit zu haben, vor allem wegen der Kinder – Sennia und Lia und Davids kleine Dolly, seit kurzem im Krabbelalter. Alle unsere (überlebenden) Nichten und Neffen waren da: Raddie und seine

neue Frau, die Witwe eines Freundes, der in Frankreich gefallen war; Margaret, frisch verlobt mit einem jungen Offizier; sogar Willie war auf Heimaturlaub aus Frankreich, und der liebe Junge bemühte sich nach Kräften, doppelt so lustig zu sein, um das Fehlen seines Zwillingbruders zu kompensieren, der im Vorjahr an der Front gefallen war. Wir weinten und lachten, lastete der Krieg doch sehr auf uns; aber ich glaube, wir konnten ihn zeitweise verdrängen, und es gab einen Moment wirklicher Ausgelassenheit, als Emerson David fragte, ob er später in der Saison zu uns stoßen werde.

»Selbstverständlich, wenn du meinst«, sagte er hastig. »Dolly ist gesund und munter, und Lia –«

»Geht es hervorragend«, beendete Nefret seinen Satz. »Unter den gegebenen Umständen jedenfalls.«

Sie lächelte zu David, dessen aufrichtiges Gesicht Erleichterung über ihre Einmischung spiegelte. Es fiel ihm schwer, Emerson auch nur irgendetwas abzuschlagen, und er hatte nicht gewusst, wie er die gute Nachricht vermitteln sollte.

Ich hatte es natürlich sofort bemerkt, als ich Lia sah.

Emersons Kinnladen fiel nach unten. »Oh, gütiger Himmel!«, wettete er. »Nicht schon wieder! Genau wie ihre Mutter! Das muss ein Erbleiden sein –«

»Emerson!«, entfuhr es mir.

Das genügte, denn Emerson ist wirklich der verständnisvollste aller Männer. Es gelang ihm, sich ein paar beglückwünschende Worte abzurufen, indes hatten alle seinen Einwurf gehört, und die meisten wussten, worauf er anspielte. Selbst Evelyn, die seit Johnnys Tod kaum gelacht hatte, musste sich hinter dem Weihnachtsbaum verstecken, um ihre Belustigung zu verbergen. Sie war sich sehr wohl bewusst, dass Emerson ihr nie so ganz verziehen hatte, dass sie eine viel versprechende Karriere als Kopistin ägyptischer Szenen für die Freuden der Mutterschaft aufgegeben hatte.

Wir würden David und Lia vermissen, und nicht nur wegen ihrer angenehmen Gesellschaft; David war einer der besten Künstler und Epigrafiker auf diesem Gebiet, und Lia hatte genug über die Ägyptologie erfahren, um uns eine wertvolle Assistentin zu sein. Ihre Abwesenheit in jener Saison würde zu einem personellen Engpass führen. Aber darüber wollte ich mir jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Wir würden gewiss eine Lösung finden. Im Hafen von Alexandria überwältigte die gewohnte Wiedersehensfreude jede Faser meines Körpers. Wir stiegen mitsamt Gepäck in den Zug nach Kairo, und nur die Gegenwart des Katers stiftete etwas Verwirrung. Horus musste zwischen Sennia und Nefret sitzen, da er sonst niemanden neben sich duldete.

Weitere Mitglieder unserer ägyptischen Familie erwarteten uns am Bahnhof von Kairo. Schon bald standen wir inmitten einer lärmenden, jubelnden Menschenmenge, die nicht nur unsere Freunde, sondern praktisch jeden Ägypter einschloss, der zufällig dort war. Alle begrüßten uns mit unseren ägyptischen Namen. Emerson verabscheute formelle Titel und wollte nicht, dass unsere Arbeiter ihn mit Effendi anredeten, stattdessen sonnte er sich in seinem wohlverdienten Spitznamen Vater der Flüche. Viele Ägypter nannten mich weiterhin Sitt Hakim, obwohl ich keine Ärztin war; allerdings schätzte man in meiner

Frühzeit in Ägypten, als die Fellachen praktisch keine medizinische Versorgung erhielten, selbst meine marginalen medizinischen Kenntnisse. Der Titel hätte Nefret zugestanden, aber sie hieß schon seit langem Nur Misur, »Licht von Ägypten«; und Ramses war der Bruder der Dämonen – ein Tribut an seine scheinbar übernatürlichen Kräfte.

Emerson war schon bald umringt von der jubelnden Menge, sodass nur noch sein Kopf (wie üblich ohne Hut) die Einheimischen überragte, von denen einige ihn zu umarmen versuchten, während andere ehrfürchtig um seinen Segen (und um Bakschisch) baten. Unvermittelt erhob sich Emersons Stimme zu einem unflätigen Fluch. »Haltet ihn!«, brüllte er, schnellte herum und verscheuchte seine Bewunderer mit rudernden Armen. »Wo ist er hin?«

»Aber, Emerson, was ist denn?«, erkundigte ich mich und eilte an seine Seite. Puterrot und wutschnaubend rief Emerson den Schöpfer in einer Weise an, die ich zutiefst ablehne. »Vor einer Sekunde war er noch hier. In Lumpen gekleidet, stinkend wie ein Kamel, mir zu Füßen kauern ... Wo ist er?«

»Verschwunden«, sagte ich, während die Menge wieder näher kam. »Hat er mit dir gesprochen?«

»Oh ja, das hat er. »Willkommen zurück, Bruderherz! Und danke!«, stieß Emerson zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Ich hatte ihm gerade fünfzig Piaster gegeben.«

Emersons anderer Bruder. Streng genommen war er sein Halbbruder, der Sohn von Emersons Vater und einer Dame, die das Pech hatte, nicht mit diesem Gentleman verheiratet zu sein. Erst vor kurzem hatten wir die wahre Identität des Mannes aufgedeckt, der viele Jahre lang unser gefährlichster Widersacher, ein Meister der Tarnung und der Kopf eines Verbrecherringes, spezialisiert auf Grabraub und Antiquitätenfälschung, gewesen war; darüber hinaus hatten wir die gleichermaßen verblüffende Feststellung machen müssen, dass Sethos, so sein Pseudonym, einer der kompetentesten britischen Geheimagenten war. Diese Enthüllungen zwangen uns, unsere Einstellung zu dem Mann zu überdenken, der uns unerbittlich verfolgt hatte. Wie ich gegenüber Emerson betonte, konnte man einen Menschen nicht völlig ablehnen, der sein Leben für uns und für sein Land riskiert hatte.

Ich wies meinen zornigen Gatten erneut darauf hin, als er in dem vergeblichen Versuch, den dreisten Bettler zu stellen, hektisch um seine eigene Achse trudelte. Ramses und Nefret stürmten zu uns, wollten wissen, was passiert sei. Einige wenige erklärende Sätze genügten; die beiden kannten Sethos' Tarnungsgeschick und seinen bizarren Sinn für Humor zur Genüge. Ramses' verschlossene Miene blieb ungerührt bis auf eine kaum merkliche Falte zwischen seinen Brauen, Nefrets Grübchenlächeln dagegen sprach Bände. Sie hatte eine gewisse Schwäche für den Mann. Wie die meisten Frauen, was Sethos zuweilen sehr gelegen kam.